GÄSTEBUCH

GÄSTEBUCH – ZUFLUCHT IN NORDHAUSEN

Warum haben wir dieses Heft eigentlich „Gästebuch“ genannt? Gästebücher sind eine schöne Tradition. Besucher*innen eines Hauses, einer Feier oder eines Museums tragen dort ihre Gedanken ein, zum Haus, zur Ausstellung, zum Fest. Sie wünschen den Gastgebern alles Liebe, machen einen Witz oder üben vielleicht sogar Kritik. Wichtig ist: Sie bekommen eine Stimme, und können sich verewigen.

Die Menschen, die hier vorgestellt werden, bekommen diese Stimme in der Regel nicht. Meistens verschwinden sie hinter den Mauern der Erstaufnahmeeinrichtungen und Wohnblocks und erscheinen erst wieder in den Medien, wenn es Angriffe gab auf ihre Unterkünfte oder die Rede ist von der „Flüchtlingskrise“, der Balkanroute, Schleppern, den hunderten Mittelmeertoten. Geflüchtete Menschen haben viel durchgemacht, sind tausende Kilometer gereist in der Hoffnung auf ein besseres Leben. Sie haben etwas zu erzählen, und wir möchten ihnen Gehör geben. Darum sind die Texte auf Deutsch, denn sie sollen vor allem jene erreichen, die mit ihnen Tür an Tür leben: die Nordhäuser*innen und die Menschen in der Region, die hier schon lange verwurzelt sind. Denn zum Gastsein gehört auch immer die andere Seite: die Gastfreundschaft. Das Willkommenheißen, das Zuhören, das Versorgen. Beide Seiten sind grundlegende Erfahrungen des Menschseins.

Unsere Gäste sind, im Gegensatz zum alltäglichen Besuch, nicht freiwillig hier. Sie sind geflohen vor Kriegen, Verfolgung, Folter und Armut. Sie haben ihr Zuhause aufgegeben, um ihr Leben zu retten und an einem anderen Ort neu zu gestalten. Und noch etwas unterscheidet sie von anderen Gästen: Sie werden nicht alle wieder gehen. Weil sie nicht in ihre Heimatländer zurück können oder wollen. Manche von ihnen wird der deutsche Staat dennoch dazu zwingen, auch wenn sie sich längst nicht mehr als Gäste fühlen, sondern angekommen sind in Deutschland und der Region. Weil sie Zuflucht gefunden haben, und ein Zuhause.

Wir danken unseren Interviewpartner*innen von ganzem Herzen, dass sie ihre Geschichten mit uns geteilt haben. Das war nicht immer leicht, denn viele Erlebnisse vor und während der Flucht waren traumatisch. Wir wissen vor allem auch die Gastfreundschaft sehr zu schätzen, die uns zuteilwurde: Wir wurden trotz der schwierigen Umstände immer voller Wärme und mit gedecktem Tisch empfangen, und wir hätten uns keine besseren Gesprächspartner vorstellen können. Wir haben unendlich viel gelernt. Wir wünschen den hier porträtierten Familien und allen anderen Geflüchteten, die blei-

ben möchten, dass ihre Asylverfahren positiv verlaufen, und dass sie genau das finden, was ihnen zuvor genommen wurde: Freiheit und Sicherheit.

Wir danken auch all jenen, die dieses Projekt überhaupt erst ermöglicht haben. Dazu gehören die IG Metall Nordhausen, der Schrankenlos e. V., die Agentur ATOPIA und die Sozialarbeiter*innen, die uns vor Ort unterstützt haben. Besonderer Dank gilt Nina Reip für die Begleitung des Projekts und das Lektorat. Wir danken auch all jenen, die das Gästebuch bei Facebook verfolgen und verbreiten, der Presse, die über uns berichtet, und auch den Menschen, die die Broschüre in ihren Einrichtungen auslegen. Wir sind sehr froh, dass diese Publikation so viel Unterstützung erfahren hat.

Lassen Sie unsere Stadt zu einem Ort machen, an dem wir alle gern leben wollen. Bieten Sie Zuflucht.

Alexander Scharff und Susan Wille

04 *FAMILIE HABEEB*
SOMALIA

07 *MOHAMMAD HOSSAIN YOSOFY*
AFGHANISTAN

10 *FAMILIE SHALA*
KOSOVO

13 *FAMILIE DOÇI*
ALBANIEN

16 *FAMILIE KHAN*
PAKISTAN

SHUKRI MIT IKHLAS, KHALID UND IKHRA

SOMALIA

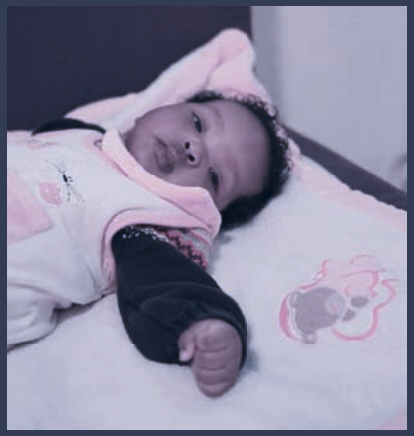
Der Wohnblock in Nordhausen-Ost ragt trist in den grauen Novemberhimmel – früher als sozialer Brennpunkt bekannt, beherbergt er heute ein Heim für Seniorinnen und Senioren, und eine der größten Unterkünfte für Geflüchtete in der Stadt. Wir treffen Marcel, einen der beiden Sozialarbeiter der Einrichtung, der uns von der Weihnachtsfeier am Nachmittag erzählt, und davon, dass momentan aufgrund der Vielzahl der Bewohner auch viel Unterstützung nötig ist. Doch die Kräfte, die von der Arbeitsagentur vermittelt werden, sind nur stundenweise da und bekommen lediglich einen Euro Stundenlohn. Sie tragen eine Menge Verantwortung dafür.

Marcel bringt uns und den Dolmetscher Mubarik zu unserer heutigen Interviewpartnerin, Shukri Habeeb aus Somalia. Als wir in die Wohnung kommen, hallt lautes Kinderlachen durch die zwei Zimmer, im Fernsehen läuft SpongeBob, ein Baby gluckst. Shukri hält die kleine Ikhra auf dem Arm, Mubarik stellt uns und das Projekt vor. Zunächst einmal müssen wir ein Missverständnis ausräumen: Scheinbar wurden wir verwechselt mit den Mitarbeiterinnen von der Asylbehörde, bei der ebenfalls Interviewtermine anstehen. Nun ist die Erleichterung groß, dass wir zu einem informellen Treffen kommen, und Shukri – so stellt sie sich vor – kann sich deutlich entspannen. Sie spricht bislang nur ihre Muttersprache Somali, ein wenig Englisch versteht sie auch. Für einen Deutschkurs war noch keine Zeit – sie ist erst seit einigen Monaten in Nordhausen, und als alleinerziehende Mutter von zwei aufgeweckten Kindern und seit der Geburt des Babys vor einigen Monaten hatte sie genug um die Ohren. Sie hofft aber, dass sie bald einen der begehrten Plätze bekommt – spätestens, wenn die Kleinste in der Tagesbetreuung ist.

Ihre Kinder wachsen ohne Vater auf. Shukris Mann ist vermutlich in Somalia geblieben – der Kontakt riss ab, kurz nachdem Shukri sich zur Flucht entschieden hatte. In dem kleinen ostafrikanischen Land tobt schon seit 25 Jahren ein blutiger Bürgerkrieg. Doch im Dezember 2014 verschlechterte sich die Situation in Shukris Heimatstadt Hiiraan in Südsomalia noch einmal dramatisch, als sie von den religiös-fundamentalistischen Al-Shabaab-Milizen eingenommen und von sämtlichen Versorgungskanälen abgeschnitten wurde. Zuvor hatte Shukri in einem Restaurant gearbeitet, doch nun war alles anders. Ihr Mann sollte von den islamistischen Schergen genötigt werden, sich der Miliz anzuschließen – er tauchte

unter, und nun richteten sich die Drohungen gegen seine Angehörigen. Als telefonisch ein „Hausbesuch“ bei Shukri und ihren Kindern angekündigt wurde, lief sie vor lauter Angst spätabends mit ihren Kindern los. Ohne Gepäck, nur mit dem, was sie am Körper trug, damit es aussieht wie ein Spaziergang. Sie schaffte es nach Äthiopien und trat dort mit einem Verwandten in Kontakt, der sie finanziell unterstützte und auch ihre Weiterreise in die Türkei organisierte. Einige Wochen musste sie jedoch noch in einem Flüchtlingsheim in Kalafe warten, bis der Flug nach Istanbul ging. Von dort aus setzte sie schließlich mit ihren beiden Kindern mit einem der überfüllten Boote nach Griechenland über – von diesem Teil der Reise erzählt sie jedoch nicht viel. Wir erfahren, dass sie mit den Kindern von Griechenland aus von Schleppern mit einem Kleinbus nach Deutschland gebracht wurde, und in München ankam. Dort stellte sie den Asylantrag und wurde nach Thüringen vermittelt, wo sie in den Erstaufnahmestellen Eisenberg und Suhl jeweils zwei Monate verbrachte.

Im Mai schließlich kam sie nach Nordhausen und lebt seither in dem Wohnblock in Ost. Nachdem sie ihre kleine Tochter im Herbst 2015 im Südharzklinikum zur Welt brachte – ohne Sprachkenntnisse ein



abenteuerliches Unterfangen – zog sie mit den drei Kindern von ihrem ersten Zimmer in eine etwas größere Wohnung mit zwei Räumen. Bislang hat die kleine Familie fast alles über Spenden zur Verfügung gestellt bekommen, vor allem die Winterkleidung, denn diese Jahreszeit ist für alle sehr hart. In Somalia wird es niemals kälter als zehn Grad (plus!). Täglich bringt Shukri die beiden größeren Kinder in den Kindergarten am Frauenberg, wo es ihnen gut gefällt. Sie sprechen auch schon etwas Deutsch.

Sehr froh ist Shukri über die Patenschaft, die Familie Mund für sie und die Kinder übernommen hat: Hilfe bei Behördengängen, Arztbesuchen, vor allem aber auch das soziale Willkommensein und das gemeinsame Spielen der Kinder sind eine große Unterstützung. Es ist schön, sagt Shukri, dass es diese Menschen gibt, die ihr und ihren Kindern helfen, eine Zukunft in Nordhausen zu gestalten. Denn das ist ihr größter Wunsch.

In ihre Heimat kann Shukri nicht zurück. Sie denkt an zu Hause, wenn sie typisches somalisches Essen kocht – Reis mit Ziegen- oder Rindfleisch – oder mit ihrer Mutter telefoniert. Geflüchtete Somalis sind in Nordhausen eine kleine Gruppe: Nur ungefähr zehn von ihnen leben in der Stadt, erzählt uns Mubarik, der Dolmetscher. Manchmal treffen sie sich, um ein bisschen Somali zu sprechen und sich auszutauschen über die politischen Entwicklungen in ihrer Heimat. Die meisten von ihnen sind Muslime und gehen auch ab und an in die Moschee in der Halleschen Straße. Doch für Shukri und die Kinder ist die Strecke zu weit, gleichwohl sie praktizierende Muslime sind – auch das gibt ihnen Halt in einer so aufreibenden Lebensphase wie der jetzigen.

Am Ende unseres Interviews bekommen wir keinen Reis mit Fleisch – sondern Kaffee und Kuchen. SpongeBob quietscht noch immer im Fernsehen, und die kleine Ikhra braucht ein Nickerchen.

Wir danken unserem Dolmetscher Mubarik und dem Sozialarbeiter Marcel für die herzliche Unterstützung.

MOHAMMAD HOSSAIN YOSOFY

AFGHANISTAN

Ein abgewohnter Neubaublock am Stadtrand. Wir werden schon beim Parken von einem älteren Mann beobachtet, der uns betrunken in breitem Nordhäuserisch etwas Unverständliches zuruft. Trister geht es kaum. Wir finden nach einer Weile schließlich Hossains Klingel, es summt, beim Eintreten ins Haus riechen wir Heizöl und Mittagessen. Auf der zweiten Treppe prangt uns ein NPD-Aufkleber von einer der Wohnungstüren entgegen. Ankunft im obersten Stockwerk – Hossain ist ein gutaussehender junger Mann, der uns mit gezuckertem Tee versorgt und höflich einen Platz auf dem Sofa anbietet. Die Einrichtung ist karg, nur die von Hossain gepflegten Grünpflanzen und der schöne Ausblick auf herbstlich gefärbte Baumkronen geben dem Ganzen eine bewohnte Note. Zwei der vier Mitbewohner, ebenfalls junge Männer aus Afghanistan, sind heute auch da und leisten uns später beim selbstgekochten Mittagessen Gesellschaft.

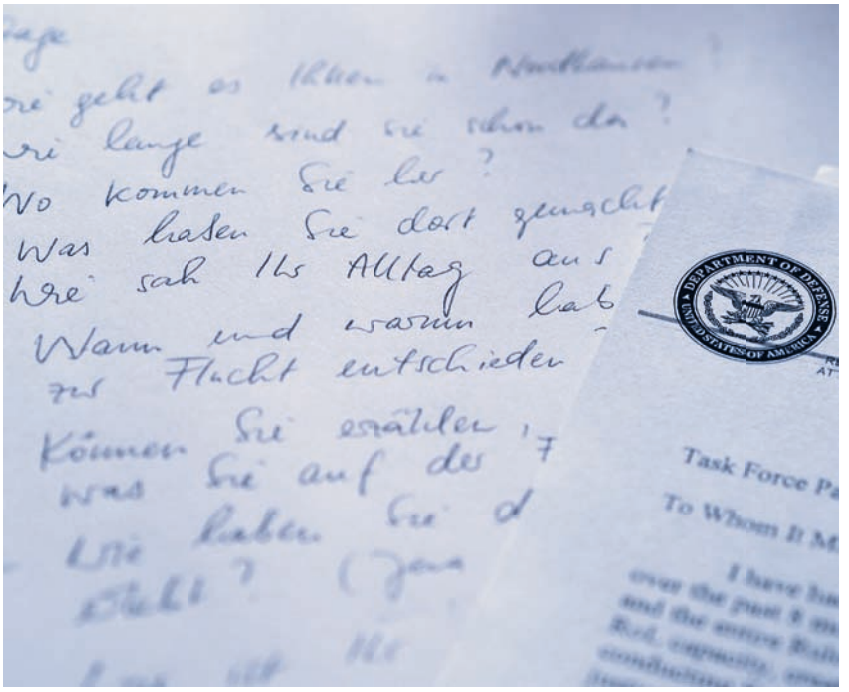
Doch zunächst beginnt Hossain von Afghanistan zu erzählen – von seiner Arbeit als Menschenrechtsaktivist und Rechtsberater für die US-Armee; davon, wie er dabei half, nach drei Jahrzehnten erstmalig wieder demokratische Gerichte einzuführen, um die von Clans und Sharia geprägte Rechtskultur in mehreren Provinzen Afghanistans zu reformieren. Er hat viele Fotos von sich und hochrangigen Funktionären der US-Army mitgebracht aus seiner Heimat; auch, um die hiesigen Behörden von seiner politischen Ausrichtung zu überzeugen. Seit zwei Jahren ist er nun in Nordhausen, hat mehrfach seine Geschichte bei der Ausländerbehörde erzählt, doch hat er noch immer keinen wirksamen Aufenthaltstitel. Das heißt auch: keine Möglichkeit zu arbeiten. Kein Einkommen. Keine langfristige Perspektive. Hossain wartet.

Zurück kann er nicht. Er ist bereits einmal Opfer eines Attentats geworden – Anhänger der islamistischen Wahdat-Partei schossen ihm in beide Beine, um zu untermauern, dass sie sein Land beschlagnahmen. Hossain zeigt uns heimlich gemachte Handy-Aufnahmen vom Tag des Überfalls,

denn er hatte das Unglück kommen sehen und seinen Bruder gebeten, alles aus dem Handgelenk heraus zu filmen. Man sieht wacklige Aufnahmen, irgendwann ist Geschrei zu hören, dann plötzlich Hossain in einer Blutlache auf dem Boden. Später Bilder aus dem Krankenhaus: Selbst dorthin sind ihm die Funktionäre gefolgt, stehen um sein Bett und riegeln ihn ab, während Hossain schreit vor Schmerzen. Zuvor hatten sie schon seinen Vater, einen unliebsam gewordenen Wahlkandidaten, getötet.

Nach den Operationen und der notdürftigen Heilung seiner Beine wird Hossain vom Gouverneur nahegelegt, das Land zu verlassen. Die Wahdat-Partei hatte in der Zwischenzeit wiederholt damit gedroht, ihn und seine Verwandten zu entführen. Mit einigen Familienmitgliedern geht er zunächst in den Iran. Doch dort ist die wirtschaftliche Situation so schlecht, dass die iranische Regierung sogar dazu übergegangen ist, Flüchtlinge als Söldner für Assads Syrien in den Krieg zu schicken. Hossain entschließt sich, den Weg nach Europa anzutreten. Mit zwei Cousins begibt er sich auf einen beschwerlichen Marsch durch die Berge in Richtung Türkei. Dort bleibt er drei Monate, bevor alles organisiert ist: Für 7000 Dollar, so verspricht ihm ein Schlepper, wird er mit dem LKW nach Österreich kommen. Es geht los: Sie durchqueren Rumänien, Bulgarien, Ungarn, Slowakei, Tschechien – so glaubt Hossain zumindest. Denn da der Fahrer nichts von seinen illegalen Passagieren weiß, müssen die drei Männer mucksmäuschenstill sein, und können die Route nicht verfolgen. Das heißt auch: Drei Tage lang nur flüstern. Und, viel schlimmer, drei Tage ohne Essen, Trinken und Toilette aushalten.

Irgendwann hält der LKW in Gera; die drei jungen Männer verlassen den Frachtraum und werden umgehend von der Polizei aufgegriffen. Es folgt eine Nacht auf dem Revier, schließlich ein Monat in der überfüllten Erstaufnahmeeinrichtung Eisenberg. Dann wird Hossain nach Nordhausen gebracht. Sein eigentliches Ziel England – dort leben schon Verwandte von ihm – rückt immer weiter in die Ferne.



Mit seiner Aufenthaltsgestattung zur Durchführung des Asylverfahrens kann Hossain nichts machen: nicht arbeiten, nicht studieren, nicht mal eigenständig zum Arzt gehen, wenn seine Beine ihm mal wieder Probleme bereiten. Denn die Ausländerbehörde muss medizinische Maßnahmen stets aufs Neue genehmigen, was mit stundenlangen Wartezeiten im Amt verbunden ist. Trotz aller Vorsprachen und seinem Hintergrund als Friedensaktivist ist auch sein Asylantrag noch nicht bewilligt worden.

Doch er versteht zum Teil auch die Überforderung der Behörden durch die hohe Zahl der Geflüchteten, und die Angst vor dem islamistischen Fundamentalismus, dessen Opfer er selbst wurde. Die Deutschen, so sagt er uns, sollten jedoch sehen, dass hinter jedem Flüchtling ein Individuum steht, mit Wünschen nach Eigenständigkeit und einem geregelten Leben. Er wolle arbeiten und Steuern zahlen, sagt er, doch man lässt ihn nicht. Sein größter Wunsch für die Zukunft ist es, einen Masterstudiengang im Fach „Good Governance“ an der Universität Erfurt zu absolvieren. Schließlich will er etwas verändern in der Welt. Auch gegen Thügida hat er schon mitdemonstriert.

Zum Mittag werden wir eingeladen, gemeinsam auf einer Decke Reis mit Hühnchen nach afghanischer Art zu essen, und wir tauschen Kochrezepte und Tipps zu besonderen Zutaten aus. Wir sind tief bewegt, als wir Hossain und seine beiden Mitbewohner verlassen, und traurig, dass wir ihnen nicht unmittelbar helfen können. Auf dem Weg durchs Treppenhaus setzen wir ein kleines Zeichen – und reißen den NPD-Aufkleber ab.

GJEVAHIRE MIT ZOJE UND SEJMDINE

KOSOVO

Im selben Neubaublock, in dem wir Shukri und ihre Kinder besuchten, treffen wir Gjevahire, die uns in ihrer wohnlichen Küche im Erdgeschoss empfängt. Ein Weihnachtsbaum blinkt in der Ecke. Gjevahires kleine Tochter Sejmdine begutachtet uns neugierig mit ihren großen braunen Augen unter dem Wuschelkopf und geht dann wieder spielen. Die größere von beiden, Zoje, kommt eine Stunde später nach Hause und zeigt uns den Bastelbogen zum Stück „Der gestiefelte Kater", den sie im beim Schulbesuch im Theater bekommen hat. Sie ist sichtlich stolz.

Bildung, so Gjevahire, sei das Wichtigste für sie und ihre Töchter, doch gestalte es sich manchmal schwierig mit den anderen Kindern in der Schule. Sie hänseln Zoje, beschimpfen sie als „Ausländerin", sagen, dass sie stinkt. Auch andere geflüchtete Kinder sind von der Situation betroffen. Bald, so sagt Gjevahire, wird sie das Gespräch mit den Eltern suchen – irgendwoher müssen die deutschen Kinder ja die Beschimpfungen haben, und Gjevahire glaubt fest daran, dass der persönliche Dialog gegen Vorurteile ankommt. Und bei den Kleinen im Kindergarten der jüngeren Tochter – sie ist seit drei Monaten in einer Gruppe am Frauenberg – funktioniert es ja auch.

Was die anderen nicht wissen: Schon in ihrem Heimatland Kosovo war die Familie heftigen Anfeindungen und Diskriminierungen ausgesetzt. Denn sie gehören zur Minderheit der Roma. Das führte bereits 1991 dazu, dass Gjevahires Eltern mit der zehnköpfigen Familie nach Deutschland floh – sie erlebt also aktuell ihre zweite Fluchtgeschichte, und das mit gerade einmal 34 Jahren. Damals ging die Familie nach Niedersachsen, und Gjevahire erlebte ihre eigene Integration positiver als sie es heute bei ihrer Tochter sieht. Sie wurde direkt in die zweite Klasse eingeschult, und alle Mitschüler haben sie herzlich aufgenommen. Später ging die Familie dann nach Bremen, ihre Schwester eröffnete dort ein Restaurant, in dem Gjevahire nach der Schule auch arbeitete.

Doch sie schildert sich rückblickend als „jugendliche Rebellin", die noch einmal ausbrechen wollte. Mit Anfang 20 traf sie eine ungestüme Entscheidung, die sie heute bitter bereut: Kurz vor der Umwandlung ihres Asylstatus in einen dauerhaften Aufenthaltstitel ging sie der Liebe wegen in den Libanon. Doch die Beziehung zerbrach – sie konnte aber weder nach Deutschland zurück noch im Libanon bleiben. Die einzige rechtlich mögliche Option war die Rückkehr in den Kosovo, wo noch ihre Großmutter und eine Tante lebten.

Die Lebensumstände und die Armut, die sie dort erwarteten, haben sie ent-

I like sweets!
JUNIOR DANCER

setzt. Der Kosovo gilt heute als „failed state“, die Bewohner flüchten massenhaft vor der wirtschaftlichen Misere. Da das Land als jüngster Staat Europas nicht zum Schengen-Raum gehört, benötigt man für die EU ein Visum. Diese werden jedoch kaum ausgegeben, sodass die illegale Ausreise zumeist mit Schleppern realisiert wird.

Gjevahire, die es als Romni innerhalb der kosovarischen Gesellschaft doppelt schwer hatte, lebte nach ihrer Rückkehr eine Weile bei ihrer Großmutter. Sie fiel in eine tiefe Krise, versuchte nach Deutschland zurückzukehren, doch hatte sie ihre Aufenthaltsberechtigung verloren. Auch die noch immer in Bremen wohnenden Eltern konnten ihr nur ab und an etwas Geld schicken. Als sie ihren Mann kennenlernte, mit dem die Eltern nicht einverstanden waren, verlor sie jedoch auch diesen Kontakt weitestgehend. Sie fand zwar eine Arbeit als Reinigungskraft in einem Hotel, doch wurde ihr der Lohn nicht ausgezahlt, nachdem sie die sexuellen Übergriffe eines Kollegen gemeldet hatte. Gjevahire verlor den Job, und eine Wohnung gab man ihr nicht, da sie ohne Arbeit als „nicht kreditwürdig“ galt.

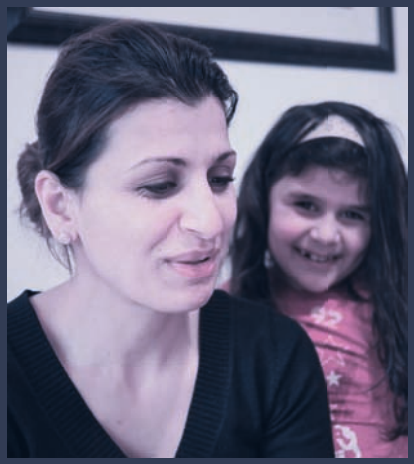
Es folgten viele beschwerliche Jahre, in denen sie teilweise auf der Straße lebte und immer kränker wurde. Nach der Geburt der beiden Kinder – das Paar erhielt gelegentlich Unterstützung durch eine kirchliche Hilfsorganisation – gab es wieder zaghaften Kontakt zu den Eltern in Bremen, die mit einem Kredit halfen, die Flucht nach Deutschland zu planen. Als Gjevahire schließlich nach langer Odyssee die Erstaufnahmeeinrichtung in Suhl erreichte, wog sie noch 40 Kilogramm und musste zunächst mit einer Lungenentzündung ins Krankenhaus. Die Jahre im Kosovo hatten ihren Tribut gefordert.

Körperlich erholte sie sich zwar durch ihren Umzug nach Nordhausen und die wesentlich besseren Lebensumstände in ihrem neuen Umfeld. Doch heute leidet Gjevahire unter Depressionen. Sie hofft, in Zusammenarbeit mit der Amtsärztin und einer Psychotherapeutin wieder etwas mehr Lebensfreude zu entwickeln, und dass sie die Ereignisse der letzten Jahre verarbeiten kann – die ständige Angst vor Obdachlosigkeit und Gewalt auf der Straße, Hunger, Kälte und auch die Zerwürfnisse mit ihrer Familie. Sie wünscht sich nichts mehr als eine zweite Chance in Deutschland, und möchte ihren Töchtern ein gutes Leben ermöglichen.

Gjevahires Asylverfahren läuft. Doch im September 2015 wurde der Kosovo zu einem „sicheren Herkunftsstaat“ erklärt – der Gesetzgeber geht davon aus, dass in diesem Land keine politische Verfolgung besteht. Es bleibt zu hoffen, dass die Behörden die Diskriminierungen, die Roma in dieser Region zu erleiden haben, anerkennen. Die wirtschaftliche, politische und – insbesondere bei Frauen – auch die sexuelle Selbstbestimmung werden speziell für diese Bevölkerungsgruppe dort nicht gewährleistet, sondern systematisch ausgehebelt.

Gjevahire, die fließend Deutsch spricht, möchte auf keinen Fall zurück. Sie will eine Ausbildung machen, gerne im Verkauf oder Service – und endlich ihr Potenzial unter Beweis stellen, lernen und eigenes Geld verdienen. Wir wünschen ihr diese zweite Chance von ganzem Herzen, und gehen bewegt aus dem Gespräch nach Hause. Die Weihnachtsfeiertage stehen vor der Tür. Gjevahire zieht ihren Kindern warme Sachen an – heute ist in der Unterkunft eine Weihnachtsfeier für alle Bewohnerinnen und Bewohner, worauf sich alle drei schon lange freuen.

Unternehmen, die Gjevahire mit einer Ausbildung eine Chance in der Region geben wollen und eine motivierte Mitarbeiterin suchen, melden sich bitte unter wille@polifolia.de.



FAMILIE DOÇI

ALBANIEN

Erneut fahren wir zu einem Plattenbau, dieses Mal in der Halleschen Straße. Erneut ist das Gebäude an Tristesse kaum zu überbieten. Und erneut verwischt dieser Eindruck, als uns die Wohnungstür geöffnet wird: Wir werden mit einem Kussmund begrüßt – der zweijährige Gjin freut sich offenbar riesig über den Besuch. Er hält uns und den Rest der Familie in Schach mit seinem Charme und seinem Interesse an unserer Kamera (und leider auch an der Steckdose im Wohnzimmer...). Auf dem Couchtisch türmen sich Süßigkeiten und Obst, und sogar zwei Flaschen Red Bull, als Geschenke für uns. Fast schon schämen wir uns ob dieser Gastfreundschaft, die uns trotz der minimalen finanziellen Mittel der fünfköpfigen Familie zuteilwird. Da die Eltern, Adolf und Vangelina, noch nicht so gut Deutsch sprechen können, übersetzen die beiden Töchter Ana und Gloria das Gespräch.

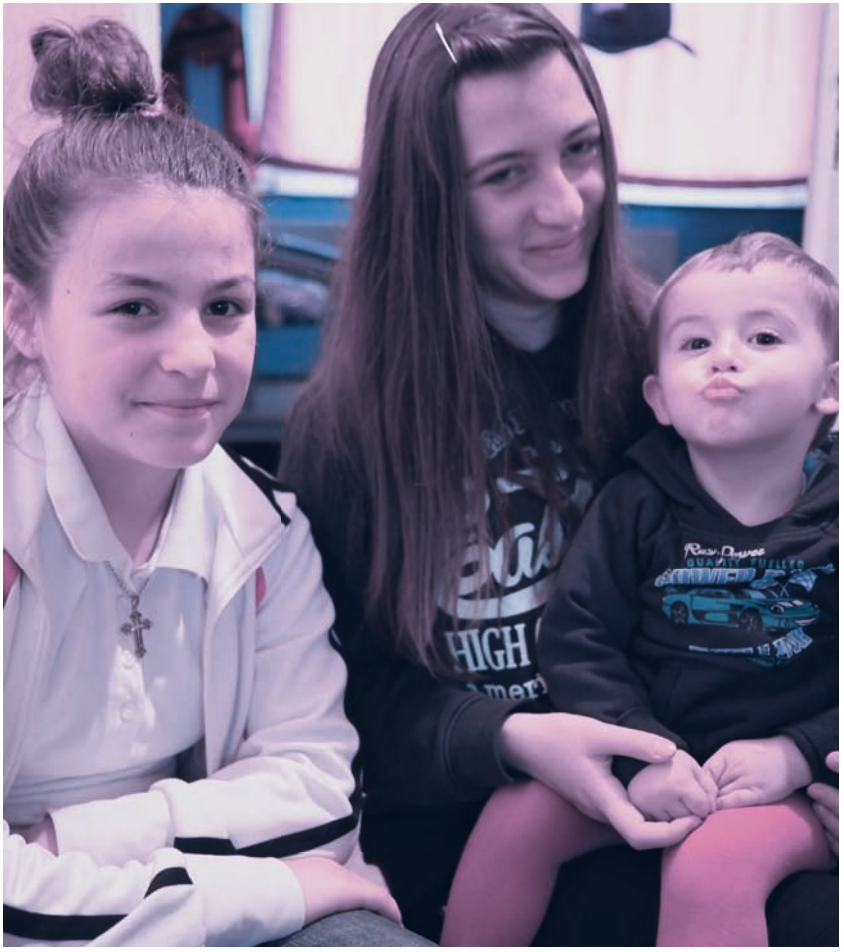
Wir erfahren, dass die Familie Doçi aus Albanien stammt, einem Land mit einer sehr wechselhaften Geschichte. Das Nebeneinander von Islam und Christentum, das die Region seit Jahrhunderten kennzeichnete, wurde im Kommunismus unterbunden, Religionen aus der Öffentlichkeit verdrängt. Christliche und pro-westliche Kräfte, zu denen auch die Familie Doçi zählte, waren jahrzehntelang von willkürlichen Behörden und politisch motivierter Gefangenschaft betroffen. Die unrühmliche Rolle mancher als Kollaborateure mit den italienischen und deutschen Besatzern führte nach Kriegsende 1945 dazu, dass über Generationen die wirtschaftliche und politische Freiheit ganzer Familien von der kommunistischen Regierung stark beschnitten wurde, selbst wenn die Betroffenen keine persönliche Schuld traf. So waren bei den Doçis mindestens zehn der männlichen Familienmitglieder in politischer Haft, die Familie verarmte zusehends. Die Bildungswege wurden ihnen versperrt, und auch Bestnoten führten nicht dazu, dass Vater Adolf sein Abitur machen und studieren gehen konnte.

Vater und Mutter verdingten sich als Aushilfs- und Putzkräfte, bei der Jobsuche wurde Adolf ohne ersichtlichen Grund inhaftiert und durfte keinen Kontakt zur Familie aufnehmen. Damals fiel die Entscheidung zur Flucht – vor der Armut, aber auch vor den Diskriminierungen von Mutter Vangelina und den Töchtern Ana und Gloria. Albanien wurde zwar ebenso wie der Kosovo im Herbst 2015 zum „sicheren Herkunftsland“ erklärt – die Menschen, die in Deutschland Schutz suchen, gelten also fortan als „Wirtschaftsflüchtlinge“ –, doch wird diese Einschätzung vor allem im Hinblick auf die Lage der weiblichen Bevölkerung vom Verband PRO ASYL nicht geteilt. Sexuelle und institutionelle Gewalt gegen Mädchen und Frauen sind Normalität, hinzu kommen Polizeikorruption und Behördenwillkür, und auch der archaisch-christliche Brauch der Blutrache gewinnt wieder an Bedeutung, nicht zuletzt aufgrund des Versagens der Rechtsstaatlichkeit im Land. Auch ist Albanien hinsichtlich der Abtreibung weiblicher Föten in etwa auf dem Stand Indiens – ein Mädchen zu sein ist also ein Lebenshindernis. Dennoch werden über 90 Prozent der Asylanträge von Balkanflüchtlingen abgelehnt.

Die zwei Töchter der Familie, Ana und Gloria, sind sich der Privilegien, die Mädchen und Frauen und überhaupt Kinder in Deutschland genießen, bewusst. Die genießen es, auf die Petersbergschule zu gehen, üben Bruchrechnung und Englisch, die Ältere begeistert sich für Chemie. Seit acht Monaten gehen sie zur Schule, nachdem sie eine lange Reise über Italien und Süddeutschland hinter sich gebracht haben – Bari, Mailand, München, Dortmund und Eisenberg waren nur einige der Stationen. Fast überall waren sie in Erstaufnahmelagern, sodass das Geschwisterzimmer mit Betten und Schreibtisch nun eine große Entlastung darstellt.

Die Familie ist zudem eng in Kontakt mit der katholischen Gemeinde, schwärmt vom Dom und Pfarrer Hentrich. Der Glaube, das ist ihre Form der sozialen Integration und des Trostes. Mutter Vangelina leidet seit der Flucht unter schweren Depressionen und ist auf Medikamente angewiesen, arbeiten würden sie und ihr Mann dennoch gern. Als Hausmeister vielleicht, oder Küchenhilfe. Doch das Warten zehrt an den Nerven. Sie wollen etwas zurückgeben, aus Dankbarkeit, dass ihre Kinder hier zur Schule gehen können, und um auch der Bevölkerung ihren guten Willen zu zeigen. Doch ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie bleiben können, gering, gleichwohl sämtliche Familiendokumente den Behörden vorliegen, auch jene zu den willkürlichen Inhaftierungen von Vater, Onkel und Großvater.

Als wir gehen, bemerken wir die Deutschlandfahne im Fenster der Doçis. Wir betrachten sie mit gemischten Gefühlen, und bekommen noch einen Kuss von Gjin.



FAMILIE KHAN

PAKISTAN

Wir gehen in den Eingang eines weinroten Altbaus in der Unterstadt Nordhausens. Angekommen in einem der oberen Geschosse empfängt uns die Pakistani Isma Khan mit einem Lächeln im Gesicht. „Schön, dass ihr da seid.“, entgegnet uns die Mutter von drei Söhnen und bittet uns in ihre geschmackvoll eingerichtete Wohnung. Es gibt Tee, Kaffee und eine Kleinigkeit zu essen. Das Haus ist interessant, da es keiner der üblichen Wohnblöcke ist, in denen wir zuvor zu Gast waren. Im Haus leben Deutsche und Menschen mit Migrationshintergrund zusammen, Familien und Studierende.

Isma Khan scheint mit ihrer Familie in Deutschland angekommen zu sein. Sind sie doch bereits im Jahr 2001 aus der Millionenstadt Lahore als politische Flüchtlinge nach Deutschland gekommen. Der Weg der Integration und des Ankommens in Deutschland war schwierig und führte wie bei den meisten Flüchtlingen über eine Erstaufnahmeeinrichtung. Dort verblieb Isma Khan mit ihren Söhnen Umair, Mohammed und Ali einige Wochen, bis sie in den Landkreis Nordhausen, einer ihnen bis dato völlig unbekannten Gegend, gebracht wurden. Sie waren und sind glücklich, in Deutschland aufgenommen zu sein und trotzdem, so sagen sie, war die Zeit in Jena schlimm. Sie lebten zwei Monate zu viert in einem kleinen Zimmer. Abends hat Isma ihre Söhne in den Arm genommen, damit sie einschlafen konnten, während ihr Zimmer abgeschlossen war. In den Nächten, das berichten viele Flüchtlinge, sah man die Hundeschnauzen an den Türschlitzen schnüffeln.

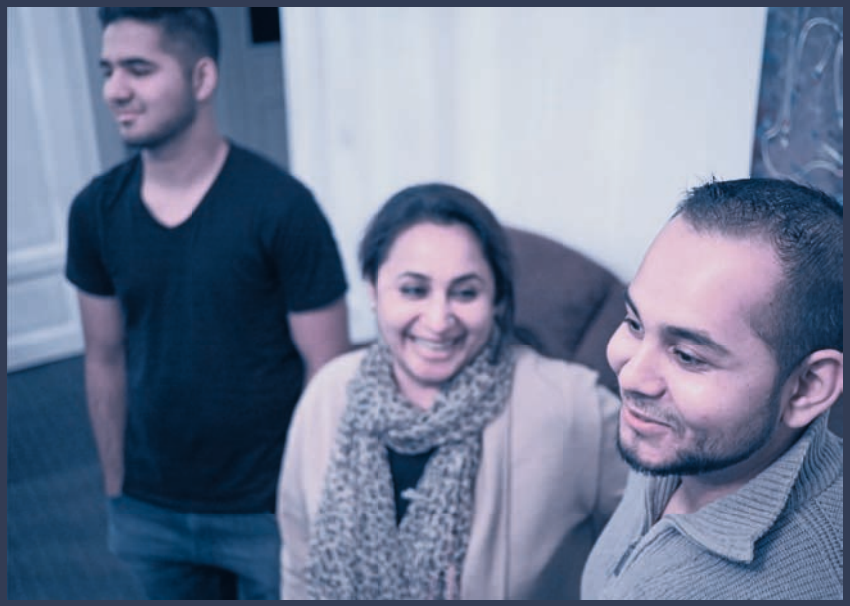
Nachdem sie im Landkreis Nordhausen angekommen waren, führte der Weg zuerst nach Klettenberg, eine ehemalige Gemeinschaftsunterkunft, die in den Folgejahren geschlossen wurde. Ein tristes Haus mit khakifarbenen Wänden und wieder ein einziges Zimmer für die ganze Familie. Sie arrangierten sich mit der Situation und versuchten erstmals in einem völlig fremden Land Fuß zu fassen. Behördenwege, Arztbesuche und eine Vielzahl an Besorgungen konnten nur in Nordhausen erledigt werden. Somit führte der Weg nur zu oft mit Bahn und Bus in die Kreisstadt, in die sie ein Jahr später umziehen konnten.

Die erste dezentrale Unterbringung war in der Halleschen Straße, worauf kurze Zeit später ein Wechsel in die Altstadt folgte. Ein leerstehendes großes Haus, in der die Familie eine Bleibe fand. Die Kinder gingen inzwischen zur Schule und auch Isma versuchte sich zunehmend in Deutschland zu integrieren. Gern, so sagt

sie, hätte sie an einem Integrations- und Sprachkurs teilgenommen, um sich den Einstieg zu erleichtern. Aber Sprachkurse oder gar eine Arbeitserlaubnis war für geduldete Menschen ohne einen so genannten Aufenthaltstitel nicht vorgesehen. Letztlich verblieb die Familie rund 13 Jahre im Duldungsstatus, was zur Folge hatte, dass Isma Khan einen Integrationskurs für über eintausend Euro nur auf eigene Kosten hätte absolvieren können. Für ein damaliges Einkommen, welches deutlich unterhalb des Grundsicherungs-Regelsatzes lag, war das jedoch undenkbar. Der Status der Duldung ist nach deutschem Recht lediglich eine vorrübergehende Aussetzung der Abschiebung. Innerhalb dieses Status ist der Zugang zum Arbeitsmarkt deutlich erschwert, die Krankenversorgung beläuft sich auf eine Grundversorgung und jeder Arztbesuch bzw. jede Überweisung zu einem Facharzt muss zuvor bei den zuständigen Behörden beantragt und genehmigt werden. Das Schwerste in dieser Phase ist jedoch die ununterbrochene Angst vor einer Abschiebung, die kurzfristig veranlasst und vollzogen werden kann.

Isma Khan liebt es, sich ihr Wohnumfeld schön zu machen, zu dekorieren und einen behaglichen Lebensraum für sich und ihre Kinder zu schaffen. Schon damals versuchte sie, mit gebrauchten Möbeln die Privatsphäre ihrer Kinder auf engstem Raum sicherzustellen und berichtet von einem Schrank, den sie als Raumteiler verwendete. Die nächsten Etappen ihres Lebens in Nordhausen führten über kleine Wohnungen in einem Neubaublock und später erneut in die Altstadt, bevor sie in ihr jetziges Domizil umziehen konnten.

Ihre Kinder, Umair, Mohammed und Ali, besuchten erfolgreich die Schule. Sie fanden Freunde, erlernten die deutsche Sprache und konnten sich mehr und mehr integrieren. Isma hatte es etwas schwerer, aber sie blieb rastlos und gab Seminare an der Fachhochschule, ehrenamtlich Kochkurse für pakistanische Gerichte, engagierte sich im Schrankenlos e. V., hilft bis heute als Dolmetscherin und arbeitete eine Zeit lang in einem Nordhäuser Kinderheim. Sie verschaffte sich damit Anerkennung, bekam eine Auszeichnung der Ökumene und konnte Freundschaften knüpfen, die seit Jahren halten. Die ehemalige Grundschullehrerin und stellvertretende Direktorin einer englischsprachigen Schule in Lahore wirkt angekommen und nutzt inzwischen die Chancen, die ihr die Erteilung des so lang ersehnten Aufenthaltstitels bietet. Sie absolviert inzwischen einen Integrationskurs, lernt die schwere deutsche Grammatik und sagt mit einem Lächeln, dass sie dabei ist, die Unterschiede zwischen Akkusativ und Genitiv zu verinnerlichen. Der Weg zum Arbeitsmarkt scheint für diese intelligente und qualifizierte Frau, deren Studienabschlüsse in Deutschland nicht anerkannt werden, näher denn je. Ihr größter Wunsch ist es, ein kleines Lokal mit kleiner Karte und gesunder Küche zu eröffnen.



Der jüngste in der Familie, Ali Khan, ist momentan dabei, sein Abitur zu absolvieren, um sich den Weg zu einem Studium zu ermöglichen. Mohammed, der bereits eine eigene kleine Familie gegründet hat, lebt in Erfurt, und der KfZ-Mechatroniker Umair legte seine Meisterprüfung ab und arbeitet derzeit für ein Düsseldorfer Unternehmen.

Auf die Frage, wie sie ihr Leben seit ihrer Flucht aus Pakistan bewerten, ernten wir eine dankbare Antwort. Familie Khan ist glücklich in Deutschland, glücklich, sich hier integrieren zu können, und auch etwas stolz, diesen sehr schweren Weg gegangen zu sein. Sie sorgen sich jedoch um die Zukunft. Seit der PEGIDA-Bewegung mit all ihren Ablegern fühlen sie die Zunahme des Alltagsrassismus‘. War es früher die Ausnahme, dass sie in der Straßenbahn angepöbelt wurden, so sind es heute eher die abweisenden Blicke, die Kommentare und die Vielzahl der Angriffe, denen sie sich ausgesetzt fühlen.

Gefördert durch

Besonderer Dank gilt

Impressum

V.i.S.d.P.: Alexander Scharff, Geschäftsführer

IG Metall Nordhausen
Bahnhofstraße 15-16
99734 Nordhausen

Tel.: 03631 4689-0
Fax: 03631 4689-22
Mail: nordhausen@igmetall.de

GÄSTEBUCH